

# Das Sprachgefühl zwischen methodologischem Instrument und antisemitischem Agitationsmuster. Zu einem schillernden Begriff der Sprachwissenschaft

Wolf Peter Klein



## 1. Einführendes

Dass Sprache und Gefühl miteinander zu tun haben, ist nicht zuletzt an der Existenz des Ausdrucks *Sprachgefühl* ersichtlich. Wie auch immer man seine Bedeutung genau verstehen mag, so ist doch stets klar, dass in dieser Wortbildung Sprache und Gefühle miteinander verbunden sind. Welchen Status dieses Wort freilich für die heutige Sprachwissenschaft besitzt, dürfte nicht ganz einfach zu bestimmen sein. Ich vermute, dass bei einer Umfrage nicht wenige SprachwissenschaftlerInnen diesen Ausdruck überhaupt nicht zum Fachwortschatz ihrer Disziplin rechnen würden. Ganz anders würde es wohl bei dem benachbarten Begriff *Sprachkompetenz* aussehen. In einem einschlägigen Aufsatz zum Thema Sprachkompetenz taucht das Wort *Sprachgefühl* jedenfalls gar nicht auf – noch nicht einmal als Begriff, vom dem man sich abzusetzen hätte (vgl. Knapp/Lehmann 2006). Und vielleicht gilt auch heutzutage noch, was schon vor über 30 Jahren zu lesen war: „Die Linguistik zeigt sich hinsichtlich des Begriffs ‚Sprachgefühl‘ uninteressiert bis ablehnend.“ (Gauger/Oesterreicher 1982: 28).

Aus dem Ganzen könnte man ableiten, dass *Sprachgefühl* gar kein wissenschaftlicher Terminus ist. Dem widerspricht freilich, dass das Wort *Sprachgefühl* in einem wichtigen Fachwörterbuch, nämlich dem Metzler Lexikon Sprache, zum einschlägigen Lemmabestand gerechnet wird. Demnach bezeichnet das Wort *Sprachgefühl* methodologisch die „intuitive Fähigkeit von Sprachbenutzern“ bestimmte „Ausdrücke und Konstruktionen auf ihre Richtigkeit, Angemessenheit und Akzeptierbarkeit zu überprüfen“ und ihre „Muttersprache [sic!] stilsicher zu gebrauchen“. Diese Fähigkeit sei „schwer erforschbar“ [sic!] wegen des „weitgehend intuitiven, nicht begründbaren Charakters des Sprachgefühls unserer „praktischen“ Sprachkenntnis (oft auch missverständlich. *sprachl. Wissen* genannt), mit der weder ein explizites Regelwissen noch ein begründetes Urteil über die Produkte des Sprechens korrespondiert“. Bleibt festzuhalten, dass es sich bei diesem Wort um eine „vortheoretische Bezeichnung“ handeln soll (alles aus Metzler Lexikon Sprache 2010: s. v. *Sprachgefühl*). In einem anderen Fachwörterbuch ist das Lemma *Sprachgefühl* dagegen nicht vorhanden (vgl. Bussmann 2008).

Vor diesem ambivalenten Hintergrund möchte ich mich in dieser kleinen Skizze dem Sprachgefühl mit einigen begrifflichen Überlegungen und historischen Befunden widmen. Dabei wird auch zum Vorschein kommen, dass die Konzeptualisierung von Sprache in der Sprachwissenschaft durchaus gefühlszugewandt erfolgt. Sprache und Gefühl hängen nicht nur objektsprachlich und in Texten zusammen, sondern auch in

metasprachlichen bzw. sprachwissenschaftstheoretischen Reflexionen. Zum Schluss sollen die Erkenntnisse in eine Überlegung zum gegenwärtigen Status des Ausdrucks *Sprachgefühl* im Deutschen einfließen.

## 2. Erste Annäherungen: semantisch, wortbildungstechnisch

Wenn man anknüpfend an den oben referierten fachlexikographischen Befund Bedeutung und Gebrauch des Worts *Sprachgefühl* näher in den Blick nehmen möchte, sollte man zunächst davon ausgehen, dass auch semantisch verwandte Wörter zu berücksichtigen sind. Das ist gut strukturalistisch gedacht. Was ein Wort bedeutet, hängt nicht zuletzt davon ab, in welchem Bedeutungsnetz es verwoben ist und an welchen Punkten semantische Differenzen und Überlappungen mit anderen Wörtern bestehen. Für eine solche differenzielle Klärung bieten sich mindestens die folgenden Lexeme an: *Sprachvermögen*, *Sprachwissen*, *Sprachkompetenz*. Semantische Differenzen ergeben sich insofern, als man die verschiedenen Wortbildungskomponenten isolieren, also *Sprach(e)-+ -gefühl*, *-vermögen*, *-wissen*, *-kompetenz*, und die sich darin verkörpernden Bedeutungsschattierungen näher explizieren kann. Dabei gehe ich davon aus, dass die Determinata der o. g. Komposita – zumindest teilweise – auf dieselbe außersprachliche Gegebenheit referieren, aber jeweils andere Aspekte in den Vordergrund bzw. in den Hintergrund stellen. Sie betonen also jeweils bestimmte Merkmale der menschlichen Sprachfähigkeit, während sie andere eher vernachlässigen.

Den Umstand, dass Menschen sprechen können, möchte ich in diesem Sinn in fünf semantischen Merkmalen näher charakterisieren: Die Sprachfähigkeit kann (1.) als etwas verstanden werden, was mehr oder weniger durch Intuitionen geprägt ist und dadurch eher mit unbewussten oder mit bewussten Gehalten verbunden wird. Sie kann (2.) als etwas mehr oder weniger Individuelles, auf den einzelnen Menschen Bezogenes verstanden werden. Dadurch kann je nachdem eher die Vereinzelung oder eher die Vergemeinschaftung durch Sprache akzentuiert werden. Teilweise in Überlappung mit (1.) wird die Sprachfähigkeit (3.) als etwas aufgefasst, was mehr oder weniger konstitutiv mit Bewusstheit und expliziten Wissensbeständen verbunden ist. Damit hängt (4.) auch die Frage der Didaktisierbarkeit zusammen. Die Sprachfähigkeit erscheint in dieser Sicht als etwas, was mehr oder weniger das Ergebnis von ausdrücklichen, gesteuerten Lernprozessen ist. Zuletzt (5.) ist die Sprachfähigkeit des einzelnen Menschen als etwas zu sehen, was mehr oder weniger aktivischen Charakter besitzt. Das Sprechen kann stärker als kreativer, selbstbestimmter Vorgang oder aber stärker als passivisch, „regelausführend“ konzeptualisiert werden. In der Übersicht können diese Befunde auf die folgende Art und Weise mit den Lexemen *Sprachgefühl*, *Sprachvermögen*, *Sprachwissen* und *Sprachkompetenz* verbunden werden. Tauchen in der Tabelle 1 viele Kreuzchen auf, so ist das jeweilige semantische Merkmal deutlich und vordergründig vorhanden. Bei wenigen Kreuzchen tritt das Merkmal eher in den Hintergrund.

	intuitivisch	individuell	bewusst	didaktisierbar	aktivisch
<b>Sprachgefühl</b> (Intuition)	+++	+++	+	+	+
<b>Sprachvermögen</b>	++	++	++	++	++
<b>Sprachwissen</b> (knowing that/ knowing how; explizit/implizit)	+	++	++	+++	++
<b>Sprachkompetenz</b>	+	++	+++	+++	+++

Tab. 1: Semantische Positionierung von Sprachgefühl

In der Tabelle 1 sticht ein Befund ins Auge. Insbesondere im Unterschied zu den Begriffen *Sprachwissen* und *Sprachkompetenz* wird die menschliche Sprachfähigkeit im Begriff *Sprachgefühl* als etwas Intuitivisches und Individuelles verstanden. Es beruht weniger auf expliziten Bewusstseinsinhalten und wird daher auch weniger als didaktisch lernbar empfunden. Im Wort *Sprachgefühl* kommt sodann auch eher ein passivisches Verhältnis zur menschlichen Sprachfähigkeit zum Ausdruck. Wie man von Gefühlen ohne sein Zutun übermannt werden kann, so können hinter bestimmten Worten (und grammatischen Konstruktionen) tiefe, dunkle Gehalte „gefühl“ werden, deren Potentiale dem Sprecher eher widerfahren, als dass er sie aktiv beherrschen könnte. Diese Gehalte stiften gegebenenfalls eine besondere Zusammengehörigkeit zwischen Menschen mit demselben oder einem ähnlichen Sprachgefühl. Rein rational werden sie tendenziell als unübersetzbar verstanden und betonen so den individualistischen und intuitiven Zug, der das Sprachgefühl von Sprachwissen und Sprachkompetenz unterscheidet.

Vor diesem Hintergrund mag auch verständlich werden, warum das Sprachgefühl in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft eher ein Schattendasein fristet. Es steht zu deutlich in der Nähe von vergleichsweise irrationalen, intransparenten, unverlässlichen Theorie-Instanzen, die für die linguistische Fundierung wenig verlässlich scheinen: „Gefühle“ taugen womöglich nicht für die Legitimation einer Wissenschaft, die sichere Erkenntnisse hervorbringen möchte. Freilich sollte man sich vor Augen halten, dass auch diejenigen, die die Begriffe *Sprachwissen* und *Sprachkompetenz* bevorzugen, oft mit Dingen zu tun haben, die dem Sprachgefühl nicht fremd sind. Denn unmittelbare, intuitive (Grammatikalitäts-)Urteile spielen bekanntlich bei fast allen sprachwissenschaftlichen Erkenntnis-Unternehmungen eine nicht unwesentliche Rolle. Letztere können ohne große Umstände sowohl als Resultate des Sprachgefühls als auch des Sprachwissens und der Sprachkompetenz gelten.

Meine Vermutung geht daher dahin, dass für die Zurückhaltung der modernen Sprachwissenschaft gegenüber dem Begriff *Sprachgefühl* auch noch andere Faktoren verantwortlich sein müssen als die generelle wissenschaftliche Reserve gegenüber der

erkenntnistheoretischen Legitimationskraft von Gefühlen.<sup>1</sup> Allein aus einer erkenntniskritischen Überlegung kann der ambivalente, ungefestigte Status des Begriffs *Sprachgefühl* nicht erklärt werden. Sprachliche Intuitionen und Sprachgefühlserwägungen sind nämlich methodologisch weniger unterschiedlich, als es gelegentlich den Anschein hat. Diese anderen Faktoren scheinen auch bei der Herausbildung der modernen Sprachkritik eine gewisse Rolle gespielt zu haben. Denn hier hat man sich ausdrücklich vom Begriff des Sprachgefühls distanziert: „Die heute angestrebte ‚linguistisch begründete Sprachkritik‘ soll also eine theoretisch und praktisch bessere Sprachkritik sein als die sich nur auf ein nicht hinterfragbares ‚Sprachgefühl‘ berufende und mit vagen impliziten Gruppenidentitäten zusammenhängende feuilletonistische.“ (v. Polenz 1999: 332f.). Dieser ganze Komplex wird greifbarer, wenn man sich die Konjunktur des Ausdrucks *Sprachgefühl* in der Geschichte der (deutschen) Sprachdiskussion etwas näher vor Augen führt. Zu diesen Zusammenhängen möchte ich im Folgenden nur einige generelle Befunde sammeln und interpretieren.

### 3. Sprachhistorische Fundamente: *Gefühl*

Soweit aus den relativ tastenden, offensichtlich unfertigen Erläuterungen der etymologischen Wörterbücher ersichtlich, ist *Gefühl* ein junges Wort. Seine Prägung geht auf das 17. Jahrhundert zurück, seine große Konjunktur beginnt in der Mitte des 18. Jahrhunderts.<sup>2</sup> Dabei spielte der emotional aufgeladene Sturm und Drang („Epoche der Empfindsamkeit“) zweifellos eine tragende Rolle. Strukturell folgt die Derivation *Gefühl* den älteren Vorgaben *Gehör* ‚Fähigkeit des Hörens‘, *Geschmack* ‚Fähigkeit des Schmeckens‘ und *Gesicht* ‚Fähigkeit des Sehens‘; dazu sind auch Wörter wie *Geruch* und *Gemüt* zu stellen.

Semantischer Ausgangspunkt ist zunächst das Wort *fühlen* in der noch heute präsenten Lesart ‚Tastempfindungen (z. B. Druck, Kälte/Wärme) auf der Haut wahrnehmen‘, vgl. etwa *Der Teppich fühlt sich gut an*. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts gerät das Wort aber mehr und mehr zu einer allgemeinen, abstrakteren Bezeichnung, unter der sämtliche körperlichen Empfindungen, also auch die sog. inneren Zustände des Körpers (z. B. Schmerz, Lust, Müdigkeit, Hunger, Durst, Ekel), zusammengefasst werden. Dazu kommen dann auch Gemütsregungen wie Liebe, Hass, Trauer, Freude. Präzisierend wirkte insofern auch das Kompositum *Gemeingefühl*. Die gesamte Spra-

<sup>1</sup> „In dieser Vagheit [der fachlexikographischen Befunde zum Wort *Sprachgefühl* (wpk)] liegt auch der Grund für die Abneigung gegenüber diesem Begriff von Seiten mancher Linguisten, die das Sprachgefühl – weil nicht präzise beschreibbar – aus ihren Überlegungen ausschließen. Sie suchen als Linguisten festen Boden unter den Füßen, den sie in Regularitäten, Generalisierungsregeln, in abstrakten Formeln, das heißt in sprachfernen Medien – in mathematischer Logik – zu finden meinen.“ (Müller 1982: 212).

<sup>2</sup> Vgl. dazu und zum folgenden: Pfeifer (Hg.) 1993: s. v. *fühlen*, Kluge/Seebold 2011, s. v. *fühlen*, Paul 1992: s. v. *Gefühl*; DW: s. v. *Gefühl*; siehe auch Brockhaus Kleines Konversations-Lexikon, <sup>5</sup>1911, Bd. 1, S. 653; zum soziopragmatischen Hintergrund vgl. v. Polenz 1994: Kap. 5.10, zum geistesgeschichtlichen Horizont v. a. Ritter 1971-2007: s. v. *Gefühl*.

Entwicklung verlief auch im Rahmen des europäischen Sprach- und Literaturkontakts, wodurch sich Beziehungen zu frz./engl. *emotion* ergeben.

Mit dem Wort *Gefühl* war demnach ein Begriff geprägt, mit dem sich ein bisher unbenannter Strauß psychisch-persönlicher Kräfte und Prozesse unter einen neuen Oberbegriff versprachlichen ließ. Darunter fielen sowohl körperliche Sinneseindrücke als auch psychische Eigenwahrnehmungen. Diese Instanzen gewannen ein besonderes Profil dadurch, dass sie in Opposition zu traditionellen Vernunftbegriffen (*Verstand/ratio* u. a.) standen. Gerade in dieser Frontstellung wurden die *Gefühle* nun erheblich positiv aufgeladen. Sie sollten letztlich in „tieferen“ und „ursprünglicheren“ menschlichen Seinsschichten wurzeln als „bloße“ Vernunftbewegungen, die für Mittelbarkeit und Distanz standen. Vielleicht etwas überspitzt formuliert: das Wort *Gefühl* wurde zu einem epochalen Kampfbegriff, in dem sich ein neues Verständnis der menschlichen Natur verkörperte. Bei *Gefühlen* ging es, anders als bei Vernunftbewegungen, um den ganzen Menschen, der von etwas ergriffen wird, das er nicht in allen Dimensionen autonom beherrschen kann. Das Wort steht sozusagen für die konstitutive Bedingtheit menschlicher Primärprozesse. Es sollte in der Romantik des 19. Jahrhunderts eine erneute Konjunktur erfahren und von daher auch die Alltagssprache sowie das Alltagsverständnis der (deutschen) Menschen nicht unerheblich beeinflussen. Vor diesem Hintergrund nimmt es auch nicht Wunder, dass mit dem Wort *Gefühl* in der Folge sehr viele Komposita geprägt wurden, die jeweils für ein spezifisches, komplexes Selbstverständnis stehen können. Man denke nur an einschlägige Wörter wie *Bauchgefühl*, *Fingerspitzengefühl*, *Gemeinschaftsgefühl*, *Glücksgefühl*, *Hochgefühl*, *Körpergefühl*, *Lebensgefühl*, *Mitgefühl*, *Ohnmachtsgefühl*, *Pflichtgefühl*, *Selbst(wert)gefühl*, *Verantwortungsgefühl*, *Zeitgefühl*.

#### 4. Wissenschaftshistorische Perspektiven: *Sprachgefühl*

Soweit wir heute wissen, wurde das Kompositum *Sprachgefühl* bereits bei der folgenreichen Erst-Profilierung des Worts *Gefühl* in der Mitte des 18. Jahrhunderts geprägt. J. G. Herder nutzte es jedenfalls in einem Text, der 1768 erschien (Herder, Über Thomas Abbts Schriften 1768: 346; zit. nach Kremer 2007: 203). Möglicherweise hat er dieses Wort also erfunden. Später wurde es von Campe gebraucht und ging von dort vermutlich in die philologisch-sprachwissenschaftliche Literatur des 19. Jahrhunderts ein. Will man die zeitgenössische Bedeutung des Worts greifen, so ist auf ein Wortbildungsdetail zu achten. Denn Herder schrieb noch vom *Sprachengefühl*, während sich in der Folge die Form *Sprachgefühl* durchsetzen sollte (vgl. DW s.v. *Sprachengefühl*, *Sprachgefühl*). Im Ausdruck *Sprachengefühl* ist also noch ein fugenartiges Element, also das *-n-*, gegenwärtig. Es muss im Zusammenhang vergleichbarer zeitgenössischer Wörter wie *Sprachenbau*, *Sprachenfreund*, *Sprachengelehrsamkeit*, *Sprachengemisch*, *Sprachenkenner*, *Sprachenkunde*, *Sprachenmengerei*, *Sprachenwelt* gesehen werden (vgl. die entsprechenden Lemmata im DW). Vor diesem Zusammenhang wird man nicht umhin können, diesem *-n-* noch eine gewisse pluralische Bedeutung zuzuschreiben. Semantisch ist das jedenfalls in allen Fällen möglich,

auch wenn solche Bedeutungszuschreibungen für Fugenelemente natürlich nicht unproblematisch sind.

Mit anderen Worten, die Karriere des Kompositums *Sprachgefühl* beginnt mit einer Formvariante, die sich als *Sprachengefühl* noch auf mehrere Sprachen bezieht. Es geht um das Gefühl für Sprachen bzw. das Gefühl, das man erwirbt, wenn man mehr als eine Sprache beherrscht. Schon recht bald scheint sich freilich die Variante *Sprachgefühl* durchzusetzen. Anfänglich war hier die Plural-Bedeutung zwar noch anwesend. So benutzte etwa Humboldt die Variante *Sprachgefühl*, referierte damit aber gleichwohl noch auf ein Vermögen, das offensichtlich die Kenntnis mehrerer Sprachen umfasste.<sup>3</sup> In der Folge setzte sich aber die eher singularisch zu interpretierende Wortform, also *Sprachgefühl*, rasch und nachdrücklich durch. Auch heutzutage gibt es keine echte Konkurrenz zwischen *Sprachengefühl* und *Sprachgefühl* mehr. Allenfalls behauptet das Kompositum *Fremdsprachengefühl* möglicherweise noch etwas Terrain. An die Gebrauchsfrequenz von *Sprachgefühl* kommt es aber bei weitem nicht heran. Im Lauf des 19. Jahrhunderts findet man ausdrucksseitig die anfängliche pluralische Komponente so gut wie gar nicht mehr.

Mit der formseitigen Mikrobewegung, also dem Wegfall des Fugenelements, geht auch ein semantischer Wandel Hand in Hand. Denn während man das Wort *Sprachengefühl/Sprachgefühl* im 18. und frühen 19. Jahrhundert, wie oben angedeutet, in der Regel auf ein Vermögen bezog, das in der Kenntnis mehrerer Sprachen wurzelte, so bezieht man sich nun auf eine Fähigkeit, die allein in der Kenntnis einer einzelnen Sprache, vor allem der Muttersprache, verankert ist. In diesem Sinn benutzt beispielsweise F. Schmitthenner das Wort. Er bezeichnet damit die Variantenkenntnis bzw. -evaluation eines deutschen Muttersprachlers. Das *Sprachgefühl* ist für ihn also ein sicherer „Führer“ durch den Gebrauch einer Einzelsprache, hier also des Deutschen. Es drängt den Sprecher z. B. dazu, neben der Derivation *zaubererisch* die lautliche Optimierung *zauberisch* zuzulassen (Schmitthenner 1822: 120, 193). Bei einflussreichen Sprachforschern wie Becker und Heyse finden sich ganz ähnliche Befunde (z. B. Becker 1836-1839: 83f., 192, 234, 297; Heyse/Heyse 1838: XV, 10). Die Kenntnis mehrerer Sprachen und damit – wenn man so will – die Herausbildung eines übergeordneten Sprachvermögens, das aus Mehrsprachigkeit resultiert, kommt bei diesen Autoren überhaupt nicht mehr in den Blick.

Für die Geschichte des Worts *Sprachgefühl* ist neben dem frühen Variantenausschluss und der geschilderten semantischen Verschiebung noch ein anderer Be-

<sup>3</sup> Vgl. z. B.: „Es ist eine der trefflichsten Uebungen für den Geist, wenn er das oft in einer Sprache Gedachte wieder in einer anderen vortragen muss. Der Gedanke wird dadurch unabhängiger von einer bestimmten Art des Ausdrucks [...] der Geist der Sprechenden wird durch den Gebrauch beider [Sprachen] zu allgemeinerem und richtigerem Sprachgefühl, ja selbst Sprachbewusstseyn erhoben, und wirkt nun auf sie in ihrer Eigenthümlichkeit zurück. Es ist daher immer ein unverständiger Nationaleifer, der sich dem Gebrauch einer fremden Sprache widersetzt; der verständige tritt nicht feindlich entgegen, aber hegt, nährt und bewahrt um desto sorgsamer die eigne, um die Gemeinschaft und den Wetteifer beider vorzubereiten.“ (Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus § 74, zit. nach Roscher 2004: 112; vgl. ähnlich bei Campe, dem Lehrer Humboldts, nach DW s. v. *Sprachgefühl*).

**fund** von Bedeutung. Er ergibt sich insbesondere, wenn man die Gebrauchsfrequenz **des** Worts mit den semantisch ähnlichen Begriffen *Sprachkompetenz*, *Sprachwissen* **und** *Sprachvermögen* vergleicht. Ansatzweise lässt sich diese Geschichte anhand der **Recherchemöglichkeiten** in den deutschsprachigen google-books zwischen 1800 und **2000** belegen. Sie kann statistisch in sog. N-grammen erhoben werden und sieht im **vorliegenden** Fall wie folgt aus:

Siehe bessere Grafik am Ende der Datei!



Diagramm 1: Wortverlauf von *Sprachgefühl*, *Sprachwissen*, *Sprachkompetenz*, *Sprachvermögen* im Vergleich als google-ngram

**Ich** möchte hier nur sehr generelle Tendenzen festhalten. Kleinere Bewegungen in **den** Kurven von Diagramm 1 sind ohnehin wenig aussagekräftig, weil die zugrunde-**liegenden** statistischen Verhältnisse unbekannt bzw. wenig repräsentativ sind.<sup>4</sup> An **erster** Stelle ist festzuhalten, dass die Gebrauchsfrequenz von *Sprachgefühl* in den **schriftlichen** Quellen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mäßig und mit leicht steig-**ender** Tendenz beginnt. Um das Jahr 1870 schnell die Kurve dann markant in die **Höhe**, um zur Jahrhundertwende ihren Gipfel zu erreichen. Mit leicht abnehmender **Neigung** verharret das Wort *Sprachgefühl* bis zum letzten Viertel des 20. Jahrhunderts **auf** hohem Niveau. Im Vergleich dazu werden die anderen Ausdrücke deutlich weni-**ger** genutzt, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zudem ohne große Schwankungen. **Erst** um das Jahr 1970 ergibt sich wieder ein markanter Umschwung: *Sprachgefühl* ist **nun** deutlich auf dem absteigenden Ast und die Wörter *Sprachwissen*, *Sprachvermö-**gen*** und vor allem *Sprachkompetenz* überflügeln das Wort *Sprachgefühl*, das den **schriftlichen** Sprachdiskurs also zwischen 1870 und 1970 wahrnehmbar dominierte. **Im** DWDS-Kernkorpus für das 20. Jahrhundert zeigt sich für das Wort *Sprachgefühl* **im** Wesentlichen eine Bestätigung dieses Bilds: die höchste Konjunktur liegt, das ist

<sup>4</sup> **Genauere** Informationen zur Suche („Search in many books“, so die Suchformel im entsprechenden **Programm**) sind bei Google nicht zu erhalten. Es ist auch davon auszugehen, dass die zugrundelie-**genden** Korpusverhältnisse nicht stabil sind und daher je nach Abfragezeitpunkt – zumindest in **De-  
tails** – variierende Ergebnisse hervorbringen. Gewisse realistische Aussagen zu den übergreifenden **Tendenzen** in der deutschen Sprachgeschichte dürften aber in diesem Recherchesystem gleichwohl **möglich** sein.

klar ersichtlich, in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts, im letzten Viertel ist es unverkennbar auf dem Rückzug (siehe Diagramm 2).

### Wortverlauf für "Sprachgefühl" im DWDS-Kernkorpus

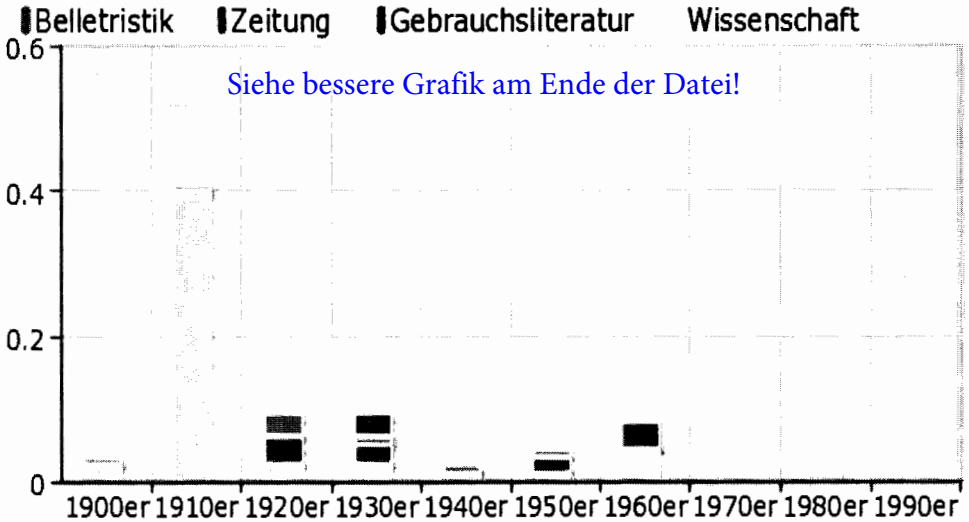


Diagramm 2: Wortverlauf von Sprachgefühl im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (Abfrage 28.11.2013)

Das DWDS-Diagramm erlaubt ferner die Aussage, dass die hohe Konjunktur des Worts *Sprachgefühl* zu Beginn des 20. Jahrhunderts stark in wissenschaftlichen Texten verbreitet ist und demgegenüber in belletristischen, gebrauchsliterarischen und Presstexten weniger hervorsteicht.

Mit den obigen Befunden sowie unter Hinzuziehung einschlägiger sprachbewusstseinsgeschichtlicher Forschungen liegen nun einige Tatsachen auf dem Tisch, die es gestatten, einen etwas genaueren Blick in die Geschichte des Worts *Sprachgefühl* zu werfen. Dazu muss man berücksichtigen, dass die deutsche (und auch die europäische) Geschichte im 19. Jahrhundert bekanntlich von einer erheblichen Stärkung nationaler und nationalistischer Tendenzen geprägt ist. Das gilt, wenigstens mittelbar, auch für den Sprachdiskurs. Er ist in Deutschland – nicht zuletzt im Zuge der nationalen Einigung von 1871 – in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende als eine Bewegung zu begreifen, in der sich in der (öffentlichen und wissenschaftlichen) Reflexion über die deutsche Sprache ein spezifisches Kollektivitätsbewusstsein („Nationalgefühl“) herausbildete bzw. festigte. Dabei spielte das Wort *Sprachgefühl* und seine hohe Konjunktur in den Jahrzehnten um den Ersten Weltkrieg (siehe Diagramm 1) eine nicht unwesentliche Rolle (zum Kontext Stukenbrock 2005, v. a. Kap. 3.1). Mit diesem Wort wird im Sprachdiskurs der Zeit eine Einigungsinstanz für muttersprachliche Deutschsprecher benannt, die angeblich in sehr tiefen Persönlichkeits- und Gesellschaftsschichten ruht und damit weiter reicht als „bloß rationale“ Sprach-



**fähigkeiten.** Während weniger frequente Wörter wie *Sprachwissen* und *Sprachvermögen* auf den eher rationalen Charakter der Sprachkenntnisse abheben, steht das auffallend häufiger gebrauchte *Sprachgefühl* für eine demgegenüber fundamentalere Kollektivitätskomponente. Man könnte wohl auch formulieren, dass es zur Profilierung nationaler bis nationalistischer Tendenzen nützlicher ist als *Sprachwissen* oder *Sprachvermögen*. Ähnliches gilt für Wörter wie *Sprachgeist* und *Nationalgeist*, auch *Sprachsinn* und *Nationalsinn*, *Sprachcharakter* und *Nationalcharakter*. Sie heben im zeitgenössischen Sprachgebrauch auf verwandte Instanzen der gesellschaftlichen und individuellen Selbstreflexion ab.

Im ähnlichen (oder sogar vollends identischen?) *Sprachgefühl* muttersprachlicher Deutschsprecher zeigt sich demnach eine Zusammengehörigkeit, die als ein *Gefühl* die ganze Person erfasst und so in dunkle, vorbewusste Sphären hineinreicht. Damit ist diese Sprachkraft zwar besonders wirklichkeitsmächtig, aber auch für Menschen, denen dieses *Gefühl* fehlt, nicht vernünftig zu rekonstruieren. Die Unterstellung dieses Sprachdenkens lautet im Grunde: Nur das, was nicht wirklich greifbar ist, besitzt eine unbedingte Einigungspotenz, die über jeden Zweifel erhaben ist. Anders akzentuiert: Nur das, was die Menschen per Gefühl in ihrer Totalität erfasst und repräsentiert, kann den Grund für eine tiefgehende, sichere Bindung in einer sprachlich fundierten (National-)Gemeinschaft abgeben. In diesen Bedeutungsschattierungen blieb das Wort *Sprachgefühl* mindestens bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr oder weniger deutlich präsent. Das zeigt sich nicht zuletzt am Sprach- und Stilratgeberdiskurs, dessen Ausläufer sich noch bis in die Gegenwart ziehen (vgl. Law 2006, v. a. Kap. 2.1.4.2, 3.1.4.2, 4.1.4.2, 5.1.4.2).

Wie weit sich diese Sprachreflexionen von den Zugängen des 18. Jahrhunderts entfernen konnten, lässt sich an einer kurzen Bemerkung von F. Nietzsche ablesen. War nämlich für einen Sprachgelehrten wie Humboldt das Lernen vieler Sprachen eine notwendige Bedingung für die Ausbildung von Sprachgefühl, so sieht Nietzsche darin gerade den Ruin des Sprachgefühls: „Endlich ist es [das Lernen vieler Sprachen (wpk)] die Axt, welche dem feineren Sprachgefühl innerhalb der Muttersprache an die Wurzel gelegt wird: diess [sic!] wird dadurch unheilbar beschädigt und zu Grunde gerichtet.“ (Nietzsche: Menschliches, Allzumenschliches I, 267). Im Zeitalter der Nationalismen stand das Wort *Sprachgefühl* also nur noch für das Gefühl einer Sprache, und zwar der Muttersprache; Vielsprachigkeit wurde, auch emotional, zum Makel, weil darin „Fremdes“ enthalten war.

Zur genauen Ausformung des Sprachgefühls in den öffentlichen und wissenschaftlichen Debatten des 19. und 20. Jahrhunderts müsste nun eigentlich noch viel mehr gesagt werden. Denn durch diesen Begriff kann man einen gehaltvollen Blick auf zentrale Sprachtopoi der Zeit und ihre damalige Diskussion werfen. Das Nachdenken über Fremdwörter und Sprachrichtigkeitsfragen, über die Spannung zwischen der Standardsprache und den Dialekten, zwischen Gegenwartssprache und Sprachgeschichte – alle diese Themen ließen sich mit der Hilfe des zeitgenössischen Redens über das Sprachgefühl näher charakterisieren. Zudem müsste noch ein Wort zum vormodernen Vorläuferbegriff des Sprachgefühls gesagt werden. Ich meine den latei-

nischen Begriff des sog. *genius linguae* (ähnlich: *proprietas linguae*; vgl. frz. *le génie de la langue*, engl. *the genius of language*). In diese Prägungen fließen seit der Antike ähnliche Sprach- und Kommunikationserfahrungen ein wie in den Ausdruck *Sprachgefühl*, werden allerdings auf eine andere, nicht-nationalistische Weise konzeptualisiert (instruktiv van Hal 2013, Haßler/Neiß 2009: 777ff.). Statt dieser Vertiefung können hier aber nur die wesentlichen Punkte noch einmal resümiert werden: Das Wort *Sprachgefühl* wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem häufig anzutreffenden Topos des wissenschaftlichen und des öffentlichen Sprachdiskurses. Was die Frequenz anging, stand es hinter Komposita wie *Sprachwissen* und *Sprachvermögen* deutlich zurück. Semantisch besaß es, fast als sogenanntes Fahnenwort, eine große Nähe zu den geläufigen sprachnationalen und sprachnationalistischen Gedankenfiguren der Epoche. Mit seiner Hilfe ließen sich Menschen mit identischer Muttersprache zu einer Gemeinschaft zusammenfassen, die insofern als besonders tiefgründig, unvermittelt und haltbar erschien, als sie über dasselbe Sprachgefühl verfügte. Erst um das Jahr 1970, im Zuge der Rezeption angelsächsischer Linguistikmodelle, wird die Konjunktur des Worts *Sprachgefühl* durch *Sprachwissen*, *Sprachvermögen* und vor allem *Sprachkompetenz* abgelöst. Damit geraten wieder diejenigen Seiten der Sprachfähigkeit in den Fokus, die weniger durch emotionale und nationale Aspekte aufgeladen waren.

## 5. Antisemitische Perspektiven: Deutsche ohne Sprachgefühl?

Eine Betrachtung zum Wort *Sprachgefühl* wäre unfertig, wenn seine extremen ideologischen Ausdeutungsmöglichkeiten nicht zumindest kurz angerissen wären. Denn nationale bzw. nationalistische Reflexionsmuster dienen bekanntlich nicht nur dazu, in bestimmten Gruppen ein besonders prägendes Gemeinschaftsgefühl zu schaffen. Neben der Inklusion steht immer auch die Exklusion. Eine „tiefe“ Vergemeinschaftung funktioniert nur, wenn auf der anderen Seite bestimmte Menschen von den entstehenden Gefühlsgemeinschaften ausgeschlossen werden. Was in dieser Hinsicht mit der Hilfe des Begriffs *Sprachgefühl* möglich war, lässt sich zunächst anhand eines Zitats von Gustav Wustmann illustrieren. Wustmann war ein prominenter Sprachkritiker, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Art (Fehler-)Grammatik des Deutschen veröffentlichte. Sie wurde verschiedentlich neu aufgelegt und beeinflusst, zumindest untergründig, den öffentlichen Sprachdiskurs bis heute. Darin wandte er sich gegen angebliche Sprachverfallstendenzen, die er insbesondere auf das „Judendeutsch der Wiener und der Berliner Tagespresse“ zurückführte (Wustmann 1891: 19). Auf welche Art und Weise nun gerade Juden zum sog. „Sprachunrat“ der Gegenwart beitragen konnten, führte er durch eine kleine Betrachtung näher aus. Dabei nahm der Kontrast zwischen (Sprach-)Gefühl und Verstand eine tragende Rolle ein:

So flink sich auch der Jude, wie in alles, was mit dem bloßen Verstande zu erreichen ist, in die Elemente der deutschen Grammatik findet, so flink er auch seinem Geschreibsel den Schein einer leidlich richtigen Papiersprache zu geben weiß: wo es aufs Sprachgefühl ankommt, bleibt er doch ewig der Fremde. [Sperrung im Original (wpk)]

(Wustmann 1891: 19)

Man muss sich den perfiden Gehalt dieser antisemitischen Positionsbestimmung in aller Schärfe vor Augen führen. In einer historischen Situation, in der im Zeichen der Assimilation viele Juden danach strebten, ohne Abstriche als gleichberechtigte deutsche Mitbürger anerkannt zu werden und viel dafür taten, sich in allen Facetten „deutsch“ zu verhalten, konfrontierte sie ein Mann wie Wustmann mit der grundsätzlichen Nichtigkeit dieser Bestrebungen. Denn die Juden mögen sich, sozusagen als Verstandeswesen, deutsche Kultur und Sprache „oberflächlich“ aneignen, zum eigentlichen emotionalen Kern werden sie dadurch freilich nie vorstoßen können. Denn ihnen fehlt laut Wustmann das fundamentale (Deutsch-)Gefühl, das in besonderen Tiefen verankert ist. Alles, was die Juden tun, um sich in Deutschland zu etablieren, bleibt in dieser Sicht fragmentarisch und streberhaft, „bloß rational“, weil es gefühlsmäßig eben nicht den ganzen Menschen erfasst.

Eine besondere Brisanz gewinnt Wustmanns Stellungnahme noch dadurch, dass sich ein konkreter Angriffspunkt für seine sprachorientierte Denunziation vermuten lässt. Ich könnte mir nämlich vorstellen, dass Wustmann bei der Formulierung seines antisemitischen Sprachdiktums eine reale Person vor Augen hatte. Es könnte der Jude Daniel Sanders gewesen sein, der zur selben Zeit den Buchmarkt mit vielen faktenge-sättigten und differenziert argumentierenden Werken zur deutschen Sprache berei- cherte (im Überblick Hass-Zumkehr 1995). In Frontstellung zu den Arbeiten der Brü- der Grimm und der sich akademisch etablierenden Germanistik versuchte Sanders ein vergleichsweise aufklärerisch-rational konzipiertes Bild der Sprache zu entwickeln und öffentlich zu propagieren. Anders als in der romantischen Tradition üblich, ver- harrte er nicht bei der unproblematisierten Geltung quasi-mythischer Begriffe wie *Folks-* und *Sprachgeist*. Das Ziel seiner Sprachbücher lag vielmehr darin, das bloß Gefühle in rationale Erwägungen umzuarbeiten, aus vagen Emotionen also sicheres Wissen zu formen. Beispielsweise bestimmte er es als Hauptaufgabe des Sprachge- lehrten, der sich mit der Existenz sprachlicher Varianten beschäftigte,

bei thatsächlich noch schwankendem Gebrauch [von Varianten (wpk)] wenigstens das Für und Gegen möglichst eingehend zu erörtern und sorgfältig gegen einander abzuwägen, so dass, wenn auch nicht sofort eine allseitig anerkannt sichere Feststellung zu gewinnen ist, die Leser wenigstens für sich eine auf feste Gründe gestützte Entscheidung treffen können, statt sich auf ein schwankendes und unsicheres Gefühl verlassen zu müssen.

(Sanders, Editorial zur *Zeitschrift für deutsche Sprache* 1, Heft 1/1887/1888: 3, zit. nach Hass-Zumkehr 1995: 217f.)

Genau diese analytische Tätigkeit war aber offensichtlich für einen Mann wie Wust- mann ein Dorn im Auge. Er setzte im Zweifel eher auf dezisionistische Geschmacks- urteile, die durch eine bloße Berufung auf das deutsche Sprachgefühl verteidigt wur- den, als auf rationale Klärung anfänglicher Intuitionen.

Mit dieser antisemitischen Wendung eines nationalromantisch grundierten Sprachdenkens stand Wustmann nicht alleine. Es konnte mittlerweile gezeigt werden, dass entsprechende Denkbewegungen in den antisemitischen Schriften der Moderne in den verschiedensten Formen immer wieder auftauchen (Kremer 2007: bes. Kap. IV). Die rhetorische Arbeit mit „emotionalen Selbstevidenzen“ (ebd.: 144), bei denen

Verstand und Gefühl gegeneinander ausgespielt wurden, war hier an der Tagesordnung. In diesem Sinne machte Kremer auch ein „primär kulturantisemitisches“ Agitationsmuster aus, bei dem die Berufung auf ein defizitäres Sprachgefühl von tragender Bedeutung ist. Es lautet folgendermaßen:

Die Juden können den Prämissen für deutsche Nationalität, die sich vorzüglich am Kriterium sprachlicher ‚Normerfüllung‘ messen lassen, überhaupt nicht oder nicht ausreichend genügen. Ihr Sprachgebrauch und ihr Sprachgefühl erfüllen in keiner oder in nicht ausreichender Weise die Sprachnorm. Die Juden sind deshalb als Fremde anzusehen, eine nationale Gleichberechtigung ist ihnen zu verwehren. (Kremer 2007: 155)

Kurzum: mit dem Begriff des Sprachgefühls konnten nationalistische Ideologeme so weiter formuliert werden, dass sie im Zeichen des modernen Antisemitismus zu einer grundsätzlichen Diskriminierung der Juden beitrugen. Nach dieser Logik mögen Juden zwar in der Lage sein, die deutsche Sprache sehr gut zu beherrschen und auch grammatisch zu analysieren, ihnen fehlt aber schließlich die wichtigste kommunikative Orientierungs- und Einigungsinstanz für muttersprachliche Deutschsprecher: das („echte“) deutsche Sprachgefühl. Diese Hintergründe stellen wahrscheinlich auch Faktoren dar, die den späteren Rückgang des Worts im (wissenschaftlichen) Sprachgebrauch mitverursacht haben: Wer heutzutage gegenüber dem Wort *Sprachgefühl* also eine gewisse Reserve verspürt, könnte mehr oder weniger bewusst vor dem darin enthaltenen Denunziationspotential zurückschrecken, das in der deutschen Vergangenheit tatsächlich auch zur Wirkung gebracht wurde.

## 6. Fazit

Zum Schluss sollen die wenigen Ergebnisse dieser kleinen Skizze nicht bloß verdoppelnd zusammengefasst werden. Stattdessen möchte ich die obigen Befunde ein wenig weiterdenken und damit eine Positionsbestimmung zum Status des Worts *Sprachgefühl* in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft verbinden. Zunächst sei die methodologische Seite des Begriffs angesprochen. Sie ist, denke ich, relativ leicht fassbar: Sprachliche Intuitionen, also unvermittelte und unreflektierte Urteile über die Grammatikalität bzw. Ungrammatikalität bestimmter sprachlicher Einheiten, sind eine Datenquelle, die auch im Zeitalter der Korpuslinguistik noch eine gewisse methodologische Bedeutung für (fast) jede Form der Sprachwissenschaft besitzt. Es spricht nichts dagegen, solche einfachen Urteile, die ohne Begründung und insofern „unwissenschaftlich“ daher kommen, zum empirischen Ausgangspunkt einer rational argumentierenden Wissenschaft zu machen. Es spricht auch nichts dagegen, diese Urteile als Bestandteile des Sprachgefühls anzusehen. Genauso könnte man sie freilich als Instanzen von Sprachwissen oder Sprachkompetenz verstehen. Dahinter stehen lediglich Definitionsfragen, über die man in der Sprachwissenschaft eigentlich recht schnell eine terminologische Übereinkunft herstellen können sollte: Was möchte man im jeweiligen Kontext unter Termini wie *Sprachwissen*, *Sprachkompetenz* und *Sprachgefühl* verstehen?

Jenseits dieser methodologischen Relevanz des Sprachgefühls existieren bestimmte Sprach- und Kommunikationserfahrungen, die womöglich auch mit der Nutzung dieses Worts zu beschreiben sind. Jedenfalls haben entsprechende Ambitionen das Sprachdenken seit dem 18. Jahrhundert erheblich beeinflusst und befruchtet. Sie besitzen im Zuge der europäischen Nationalisierung – und zum Teil bis heute – eine große Bedeutung für die gesellschaftliche Selbstverständigung, z. B. in der suggestiven Form: „Muttersprache schafft emotionale Heimat“. Im Sinne einer Arbeitshypothese wäre beispielsweise davon auszugehen, dass sich zwischen Menschen mit derselben Erstsprache relativ rasch eine größere soziale Nähe ergeben kann als zwischen Menschen mit unterschiedlichen Erstsprachen. Demnach würde die Beherrschung derselben Erstsprache besondere emotionale Vertrautheitsverhältnisse zwischen ansonsten fremden Menschen nach sich ziehen. Sprachen würden spezielle Formen der (von Fall zu Fall: nationalen) Vergemeinschaftung bewirken oder zumindest untergründig unterstützen. Das Sprachgefühl, das mit einer bestimmten Sprache verbunden sein könnte, wäre eine wichtige Instanz sozialer Gruppenbildung. Zugespielt gesagt: Wer dieselbe Erstsprache spricht, verfügt über eine fundamentale Verbundenheit, die als Basisemotion die gesamte Person erfasst und damit ein „tiefes“ Einvernehmen in einer bestimmten Gruppe von Menschen schafft.

Ob das alles wirklich so ist, halte ich jedoch für weitgehend unbewiesen, auch wenn es für solche Thesen vordergründig viele Evidenzen und noch mehr Fürsprecher geben mag. Fraglich ist etwa schon der tatsächliche Anteil der Sprache an entsprechenden Vergemeinschaftungstendenzen. Denn wer dieselbe Sprache spricht, hat auch oft dasselbe Schulsystem besucht, als Heranwachsender dieselben Bücher und Zeitungen gelesen oder Filme gesehen, ist religiös in vergleichbaren Verhältnissen aufgewachsen und auch alltagskulturell ähnlichen Erfahrungen ausgesetzt gewesen. In solchen Konstellationen dürfte es folglich nicht leicht sein, wirklich die Sprache als auslösenden Faktor für Gemeinschaftserfahrungen von den übrigen beteiligten Kräften genau abzugrenzen. Womöglich ist die gemeinsame Sprache gar nicht der wesentliche Faktor für das oben skizzierte Vertrautheitsverhältnis, sondern schlicht ähnliche Lebenserfahrungen und kulturelle Einfassungen. Die gemeinsame Sprache wäre nur ein sekundäres Symptom für Menschen mit denselben Erfahrungshintergründen. Jedenfalls müsste man erst einmal die große Aufgabe übernehmen, eine solch tragende Rolle der Erstsprache zweifelsfrei empirisch nachzuweisen.

Zum Schluss sei angesichts der Sprachdiskussionsgeschichte im 20. Jahrhundert ausdrücklich vor einer tendenziösen Konzeptualisierung der menschlichen Sprachfähigkeit gewarnt, bei der das Sprachgefühl eine unangemessene Stellung einnimmt. Die Beherrschung einer Sprache umfasst zwar sicherlich ein gewisses Gefühlsmoment, sie erschöpft sich aber nicht in diesen Instinkt- und Empfindungsanteilen. Einfach formuliert: Sprachfähigkeit ist mehr als Gefühl. Wer dagegen in der Mitte der Sprachfähigkeit, womöglich als Basis, eine starke emotionale Komponente, also das Sprachgefühl, ansetzt, macht die Sprachbeherrschung tendenziell zu einer Fähigkeit, die sich im wesentlichen Kern aus dunklen, unbeherrschbaren Quellen speist. Eine solche Konzeption ergibt sich in ersten Ansätzen schon, wenn man etwa informell

davon spricht, dass sich Sprachkenntnisse vor allem in einem guten Sprachgefühl ausdrücken o. ä.<sup>5</sup> Die Gefahr einer solchen unangemessenen Konzeptualisierung besteht allerdings heutzutage, anders als in der Vergangenheit, nicht mehr in sprachwissenschaftlichen Zusammenhängen, sondern vor allem in der öffentlichen Sprachdiskussion. Im schlimmsten Fall werden so mit fragwürdiger Argumentation „tiefe“ Allianzen und „unüberbrückbare“ Sprach- und Kommunikationsdifferenzen zwischen bestimmten Menschen(gruppen) geschaffen und immer wieder bestätigt.

Dabei ist die Sprachfähigkeit eine menschliche Tätigkeit, die sich gerade nicht in passivischen Gefühlsmomenten erschöpft, sondern die aktiv und bewusst verfeinert und ausgebaut werden kann. Sie ist in teilweise sehr unterschiedlichen Dimensionen eine großartige komplexe Kompetenz, bei der – wie bei allen menschlichen Kompetenzen – lediglich Anteile von Gefühlen vorhanden sind. Sie geht darin längst nicht auf. Didaktisch gesagt: Auch Sprachgefühl ist lern- und lehrbar. Auch Lerner, die Deutsch als Fremdsprache erwerben, gewinnen mit der Zeit ein ausgebautes, realistisches Sprachgefühl. Plakativ formuliert: Muttersprachen bilden um ihre Sprecher keine emotionalen Mauern, die man nicht überwinden könnte. Das alles lässt sich auch wissenschaftstheoretisch wenden: Bei allen emotionalen Anteilen gibt es in der menschlichen Sprachfähigkeit nichts, was man nicht genau und rational erforschen könnte. Auch das Sprachgefühl ist analysierbar. In all diesen Punkten unterscheidet sich die Sprachfähigkeit inklusive Sprachgefühl letztlich nicht vom Kochen, Malen oder Fußballspielen – ebenso bewundernswerte menschliche Kompetenzen mit anscheinlichen Gefühlskomponenten.

## Literaturverzeichnis

- Becker, Karl Ferdinand (1836-1839), *Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik*. Frankfurt am Main: G. F. Kettembeil.
- Brockhaus (1911), *Kleines Konversations-Lexikon*. 5. Aufl. Leipzig: F. A. Brockhaus.
- Bussmann, Hadumod (Hg.) (2008), *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 4. Aufl. Stuttgart: Kröner.
- DW = Deutsches Wörterbuch. (Hg.) Grimm, J. / W.: Leipzig, 1854ff.
- Gauger, Hans-Martin / Oesterreicher, Wulf (1982), „Sprachgefühl und Sprachsinn“. In: Hans-Martin Gauger u. a. (Hg.): *Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage*. Heidelberg: Schneider, 9-90.
- Glück, Helmut u. a. (2010), *Metzler Lexikon Sprache*. 4. Aufl. Stuttgart / Weimar: J. B. Metzler.
- Van Hal, Toon (2013), „Génie de la langue: The Genesis and Early Career of a Key Notion in Early Modern European Learning“. In: *Language & History* 56 (2), 81-97.

---

<sup>5</sup> Vgl. dazu auch den Sprachgebrauch des Worts *Sprachgefühl* im Deutschen Referenzkorpus des Instituts für deutsche Sprache. Es finden sich hier über 1.500 Treffer seit 1946, hauptsächlich aus Tageszeitungen.

- Hassler**, Gerda / Neis, Cordula (2009), *Lexikon sprachtheoretischer Grundbegriffe des 17. und 18. Jahrhunderts*. Berlin: De Gruyter.
- Hass-Zumkehr**, Ulrike (1995), *Daniel Sanders: Aufgeklärte Germanistik im 19. Jahrhundert*. Berlin / New York: De Gruyter.
- Heyse**, Johann Christian August / Heyse, Karl Wilhelm Ludwig (1838), *Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache nebst einer kurzen Geschichte derselben*. 5. Aufl. Hannover: Hahn.
- Kier**, Joachim u. a. (Hg.) (1971-2007), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel: Schwabe.
- Kluge**, Friedrich / Seebold, Elmar (2011), *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25. Aufl. bearb. von Elmar Seebold. Berlin: De Gruyter.
- Knapp**, Karlfried / Lehmann, Christian (2006), „Sprachliche Kompetenz“. In: *Neurolinguistik* 20, 81-98.
- Kremer**, Arndt (2007), *Deutsche Juden – deutsche Sprache. Jüdische und judenfeindliche Sprachkonzepte und -konflikte 1893-1933*. Berlin: De Gruyter.
- Law**, Claudia (2006), *Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland (1923-1967). Ein Vergleich der Sprach- und Stilauffassung in vier politischen Systemen*. Berlin / New York: De Gruyter.
- Müller**, Wolfgang (1982), „Das Sprachgefühl auf dem Prüfstand der Philologie. Eine Materialstudie“. In: Hans-Martin Gauger u. a. (Hgg.): *Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage*. Heidelberg: Schneider, 203-320.
- Nietzsche**, Friedrich (1980), *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*. München / Berlin: De Gruyter.
- Paul**, Hermann u. a. (1992), *Deutsches Wörterbuch*. 9. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Pfeifer**, Wolfgang (Hg.) (1993), *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. 2. Aufl. Berlin: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Rascher**, Rainhard (2004), *Sprachsinn. Studien zu einem Begriff Wilhelm von Humboldts*. (Zgl. Dissertation, Freie Universität Berlin), unter: [www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS\\_thesis\\_000000001455](http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000001455) (23.05.2014).
- Schmitthenner**, Friedrich (1822), *Teutsche Sprachlehre für Gelehrtenschulen. Nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen bearbeitet*. Herborn: Krieger.
- Stukenbrock**, Anja (2005), *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617-1945)*. Berlin u. a.: De Gruyter.
- v. Polenz**, Peter (1994), *Deutsche Sprachgeschichte*. Bd. 2. 17. und 18. Jahrhundert. Berlin / New York: De Gruyter.
- v. Polenz**, Peter (1999), *Deutsche Sprachgeschichte*. Bd. 3. 19. und 20. Jahrhundert. Berlin / New York: De Gruyter.
- Wustmann**, Gustav (1891), *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen*. Leipzig: Grunow.





# Wortverlauf für "Sprachgefühl" im DWDS-Kernkorpus

■ Belletristik   ■ Zeitung   ■ Gebrauchsliteratur   ■ Wissenschaft

